

CAROLE CADWALLADR
Handbuch für
hoffnungslose Romantiker

Buch

Jede Familie hat ihre Geheimnisse, jedes Schicksal seine Zufälligkeiten und jede Liebe ihr Rätsel. In der Geschichte der Monroes findet sich allerdings von allem mehr als üblich.

Als Kind gelang es Rebecca Monroe nicht, die Rätsel ihrer Familiengeschichte zu entwirren. Stimmt es, dass ihre Schwester womöglich einer Affäre zwischen Rebeccas Mutter und deren Schwager entsprang? Warum hat ihre wundervolle Großmutter Alicia einst ihren farblosen Cousin geheiratet, der so unauffällig ist, dass man nach einer Familienfeier oft nicht mehr weiß, ob er anwesend war oder nicht? Warum konnte Rebeccas Mutter Doreen nur in Putzorgien und beim Anblick strahlend reiner Wäsche so etwas wie Frieden finden? Und warum schloss sich Doreen am Tag der Hochzeit von Prince Charles und Lady Diana Spencer im Badezimmer ein und kam nicht mehr heraus? Rebecca sucht nach Antworten auf diese Fragen, denn sie weiß, dass sie nicht nur die Gene ihrer Familie, sondern auch deren Geheimnisse geerbt hat. Je mehr sie herausfindet, desto klarer erkennt Rebecca, welchen Weg sie selbst einschlagen muss – nicht zuletzt in ihrer Ehe mit Alistair ...

Autorin

Carole Cadwalladr wuchs in der Nähe von Cardiff, Wales, auf und lebt heute in London. Sie arbeitete als Journalistin und legt nun mit dem »Handbuch für hoffnungslose Romantiker« ihren ersten, enthusiastisch gefeierten Roman vor. Mehr Informationen zur Autorin und ihrem Buch unter www.cadwalladr.com

Carole Cadwalladr

Handbuch
für hoffnungslose
Romantiker

Roman

Aus dem Englischen
von Regina Rawlinson

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
»The Family Tree« bei Doubleday, London

Die deutsche Ausgabe erschien erstmals
unter dem Titel »Wie man die Liebe erklärt«
im Manhattan Verlag, einem Label
des Wilhelm Goldmann Verlags, München.

Die Arbeit der Übersetzerin wurde
durch den Deutschen Übersetzerfonds e.V. gefördert



FSC
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. 565-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2007

Copyright © der Originalausgabe 2005

by Carole Cadwalladr

Abbildungen 1,3 und 8 by Mark Stein Studios

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Redaktion: Irmgard Perkounigg

AB · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-54245-6

ISBN-13: 978-3-442-54245-1

www.goldmann-verlag.de

Für meine Familie.

Für alles.

*Aber vor allem dafür,
dass sie keine Monroes sind.*

Erster Teil

Anfang, der; -[e]s, Anfänge:

1. Entstehung; Ursprung; Beginn.

1.1

Schicksal, das; -s, -e:

1. *höhere Macht, die Ereignisse*

unveränderlich vorherbestimmt;

2. *etwas Vorherbestimmtes; 3. Verhängnis.*

Der Wohnwagen trat wie das Schicksal in unser Leben. Auch wenn er von außen wie ein Winnebago aussah.

Eines Morgens stand er plötzlich in der Einfahrt, wie ein Raumschiff von einem fremden Planeten, der aufregender war als unser eigener. Er hatte einen Miniaturherd mit einem Grill in Augenhöhe und einen Kühlschrank, der so tat, als wäre er nichts weiter als ein Küchenschrank. Tiffany und ich, zwei erfahrene Schnüfflerinnen von Nagellackentferner, standen auf der Schwelle und sogen den leicht giftigen Duft neuer Polster und großer Erwartungen ein. Ich war acht Jahre alt und empfänglich für den Gedanken, dass Technik das Leben verändern kann. Hieß es nicht immer so in der Fernsehwerbung?

Ich habe ein Foto von diesem Tag. Wir stehen in der Einfahrt, lächelnd, zuversichtlich, Schulter an Schulter. Es erinnert mich an ein sowjetisches Plakat aus den Dreißigerjahren: die Familie Monroe, tapfere Pioniere einer neuen Art von Urlaub, voller Stolz der Zukunft zugewandt. Zwar blinzelte ich in die Sonne, und meine Mutter muss wohl kurz gezwinkert haben, weil man ihre Augen nicht sieht, aber alles in allem sehen wir glücklich aus.

Der Wohnwagen selbst ist verwackelt, eine verschwommene, beigefarbene Silhouette, passend zu seinem quasimystischen Erscheinen in unserer Mitte. Als Familie hatte es uns in der Freizeit eigentlich nie besonders ins Freie gezogen; im Allgemeinen amüsierten wir uns lieber drinnen, indem wir zum Beispiel Karten spielten oder uns zankten. Aber die schöne neue Welt, die der Wohnwagen verhieß, zog jeden von uns in ihren Bann. Außerdem hatten wir alle die Begleitbroschüre gelesen und wussten, dass wir mit unserem neuen Winnebago auf den »Flügeln des Fortschritts« die »Freiheit der Landstraße« würden genießen können. Wozu es allerdings nie kam. Wir fuhren dahin, wohin meine Mutter wollte, und das war Norfolk.

Da ist sie schon. Sie tritt aus dem Foto heraus und geht zurück zum Haus. Ein Schweinebraten will gewendet, ein Dielenteppich gesaugt, ein Gefrierfach abgetaut werden. Sie trippelt die Einfahrt entlang, dass ihre mit Haarspray gefestigten Locken auf und ab hüpfen, und um ihre Mundwinkel spielt ein leises, zufriedenes Lächeln. Ich war nie sehr gut darin, ihr an den wie mit Spitzengardinen verhangenen Augen abzulesen, was dahinter vor sich ging, aber ich würde vermuten, dass sie an die neue Einbauküche denkt, die sie eines Tages ihr Eigen nennen wird. Knapp außerhalb meines Wahrnehmungsfeldes erahne ich beigefarbene Resopalschränke und einen Einbauherd.

Übertreibe ich die Bedeutung, die der Wohnwagen in unserer Familiengeschichte hatte? Oder verkläre ich sie? Ich bin mir nicht sicher. Alistair ist derjenige, der an das Schicksal glaubt, auch wenn er es »genetische Prädisposition« nennt. Aber er hat seine Gründe dafür. Ich bin skeptischer, das gebe ich zu. Wofür ich, wie Sie noch sehen werden, ebenfalls meine Gründe habe.

Alistair ist mein Mann. Vielleicht haben Sie schon von

ihm gehört? Alistair Betterton? Autor von *Destiny's Child: Nature versus Nurture – Das Erbe-Umwelt-Problem im Genomzeitalter*? Wenn Sie in der Erstausgabe die Seite sieben aufschlagen, können Sie mich finden. »Für meine geliebte Frau«, steht da. Bis in die zweite Auflage habe ich es nicht mehr geschafft, angeblich reichte der Platz nicht.

Wenn ich nicht mit Alistair verheiratet wäre, würde ich diese Geschichte vermutlich anders erzählen. Aber ich weiß, was ich weiß. Er hat mir einmal eine genetische Landkarte



Abbildung 1: Muster genetischer Vererbung

gezeigt. Sie sah aus wie eine Temperaturtabelle oder eine Niederschlagskarte von Europa, mit farbigen Konturen. Sie zeigte, wie sich die Populationen vereinigt und vermischt haben. Anhand der DNS, die sich in den Zellen der Nachkommen findet, kann man darauf die Völkerwanderung verfolgen. Das sind wir, sagte Alistair, du und ich. Wir sind ein Produkt der Vergangenheit. Meinst du nicht eher, wir sind ein Produkt *unserer* Vergangenheit?, fragte ich. Nein, sagte er, wir sind das Produkt der Vergangenheit anderer. Wir setzen uns aus den Genen anderer zusammen. Wir sind der kleine Rest, der von ihnen bleibt.

Und es ist wahr. Ich habe den Teint meiner Großmutter (blass) und das Haar meiner Mutter (mausbraun). Trotzdem kann ich sie für das, was geschehen ist, nicht verantwortlich machen. Und auch niemanden sonst. Höchstens mich selbst. Ich, Rebecca Monroe, übernehme für das meiste, was geschehen ist, die volle Verantwortung. Und den Rest? Schiebe ich auf den Zufall. Schlechtes Timing. Pech. Okay, diese Theorie ist nicht gerade der letzte Schrei, aber da es hier schließlich um die Siebzigerjahre geht, ist es wahrscheinlich sowieso besser, die Mode aus dem Spiel zu lassen.

1.2

Familie, die; -, -n:

1. Keimzelle der Gesellschaft, für gewöhnlich aus einem bis zwei Elternteilen sowie mindestens einem Kind bestehend.

»Missionarstellung«, sagte Lucy. »Von verwunderten Polyneisiern geprägte Bezeichnung für die von Europäern bevorzugte Stellung beim Geschlechtsverkehr. Sie selbst zogen

beim Geschlechtsakt eine hockende Position vor. Diffamierung einer der befriedigendsten Sexpositionen.«

Wir lagen auf dem Ehebett ihrer Eltern und blätterten in unserem neuesten Fund.

»Was sind denn Pohlünesih?«

Lucy hob den Kopf, dass ihr das dunkle Haar ins Gesicht fiel, und zuckte mit den Schultern.

»Croupade. Alle Stellungen, bei denen der Mann die Frau direkt von hinten nimmt, zum Beispiel alle rückwärtigen Penetrationen, ausgenommen solche, bei denen sie ein Bein zwischen seine Schenkel geschoben hat oder halb auf die Seite gedreht ist. Siehe Cuissade.«

Es entstand eine Pause. Das Gelesene wollte erst einmal verarbeitet werden.

»Und was steht unter Cuissade?« Wir sprachen es Kuh-is-ade aus. Französisch wurde an der Middletoner Grundschule nicht unterrichtet.

»Kuh-is-ade«, sagte Lucy, die einzelnen Wörter deutlich voneinander absetzend. Und zwar mit ihrer »Nachrichtensprecher, der die Arbeitslosenzahlen verliest«-Stimme. »Stellung, bei der die Frau dem Mann halb den Rücken zuwendet, und er in sie eindringt, während sie ein Bein zwischen seinen Schenkeln und das andere leicht angewinkelt hat. Sie kann auch halb auf der Seite liegen, bleibt aber immer von ihm abgewandt.«

Wir starrten auf das Bild, das diesen Absatz im Buch begleitete. Die Illustration war verschmiert und mit der Hand gezeichnet, aber eines war klar: Sie zeigte eindeutig einen Mann, der nichts anhatte. Es sah aus, als ob er so etwas wie einen Besenstiel in der Hand hielt. Das Buch war schweinish, so viel stand fest. Womöglich sogar ober-schweinish. Die arme Lucy. Meine Cousine tat mir richtig Leid, hatten wir das Buch doch im Schlafzimmer ihrer Eltern gefunden,

Wir sahen uns schuldbewusst an. Wie hatte sie das erraten?

»Ihr wisst doch, dass ich von diesen altmodischen Internatsschmökern nichts halte. Sie sind furchtbar reaktionär.«

»Nein, nein«, sagte Lucy, was natürlich gelogen war. Tante Suzanne hatte eine schwarze Liste, auf der Autoren wie Rudyard Kipling, Enid Blyton und Ivy Compton-Burnett standen. Für Lucy war es selbstverständlich Ehrensache, sie alle zu lesen. Die Vorliebe, die sie für diese Bücher entwickelt hatte, ließ sich wohl nur damit erklären, dass ihr die Lektüre strikt verboten war. Ich hingegen war mit dem *Dschungelbuch* und der *Schwarzen Sieben* aufgewachsen, aber mich hatte noch nie der Drang überkommen, »famos« zu sagen.

Nachdem wir die Milch getrunken hatten, spielten wir unser neues Lieblingsspiel: im Wörterbuch lesen.

»**Missionar**, der; -s, -e: **1.** zu religiösen oder wohltätigen Aufgaben ins Ausland entsandter Geistlicher oder Laie. **2.** jmd., der einem anderen eine bestimmte Glaubenslehre verkündet, um ihn zu bekehren.«

Wir verstanden nur Bahnhof. Was sollten wir damit anfangen? Also weiter zum gründlich abgegriffenen Eintrag für »Sex«.

»**Sex** [zeks, seks] der, -[es], [engl. sex < lat. = Geschlecht] **1.** [dargestellte] Sexualität [in ihrer durch die Unterhaltungsindustrie verbreiteten Erscheinungsform]. **2.** Geschlechtsverkehr, sexuelle Betätigung. **3.** Sex-Appeal. **4.** Geschlecht, Sexus.«

Lucy blätterte zurück zu »Geschlechtsverkehr, der;«, obwohl uns das, wie wir wussten, auch nicht sehr viel weiterbringen würde. »*Sexueller, bes. genitaler Kontakt mit einem Partner; Koitus.*«

Was für eine lächerliche Erfindung so ein Wörterbuch doch war! Das reinste Wunder, dass wir überhaupt etwas

verstanden. Wir verbrachten Stunden damit, den Querverweisen nachzuspüren, aber das, worum es wirklich ging, ließ sich einfach nicht fassen. Dann war es sechs Uhr, höchste Zeit, nach Hause zu gehen.

»Wiedersehen, Lucy! Wiedersehen, Tante Suzanne!«

»Augenblick, Rebecca.« Meine Tante fing mich an der Tür ab. Sie klebte noch schnell einen angeleckten Briefumschlag zu. »Würdest du das deiner Mutter geben? Und sag ihr, wir würden uns sehr freuen, wenn sie und dein Dad kommen könnten.«

»Ja, Tante Suzanne. Tschüs, Tante Suzanne.«

»Du kannst ruhig Suzanne zu mir sagen.«

»Ja, Tan... *Suzanne*.«

Ich drehte mich um und lief die Einfahrt entlang.

»Tschüs, Tante Suzanne. Tschüs, Lucy.«

Zu Hause drückte sich Tiffany mit einer Leidensmiene in der Küche herum. Mittlerweile dauerte ihre Schmallphase nun schon länger als einen ganzen Tag, und es sah nicht so aus, als ob sie jemals wieder abklingen wollte. Angefangen hatte alles damit, dass Mutter laut nach uns rief, als wir uns am Vortag für die Schule fertig machten. Obwohl ich die Zahnbürste im Mund hatte und Tiffany sich gerade die Haare kämmte, liefen wir sofort zu ihr ins Wohnzimmer. Der Fernseher war eingeschaltet. Damals war das Frühstückfernsehen noch nicht erfunden, deshalb wussten wir gleich, dass etwas passiert war.

»Das müsst ihr sehen, Kinder!« Mutter deutete aufgeregt mit dem Finger auf den Bildschirm. »Ein *historischer* Augenblick!«

Eine Frau in einer pfauenblauen Jacke sagte etwas in die Kamera. Ihre Bluse endete unter dem Kinn in einer großen Schleife. Sie sprach sehr langsam, so ähnlich wie Mrs. Price

in der Schule, wenn sie auf Steven German einredete, der, wie unsere Mutter sagte, aus einer »zerrütteten Familie« kam und einmal im Sportunterricht in die Hose gemacht hatte.

»Das ist Großbritanniens erster weiblicher Premierminister!«

Wir sahen mit ernster Miene auf den Bildschirm.

Tiffany stampfte mit dem Fuß auf. Doch ihre Clarks-Sandale versank lautlos im dichten Flor, und ihr Protest wurde von dem orangebraunen Wirbelmuster unseres Wohnzimmerteppichs geschluckt.

»Aber *ich* wollte doch Großbritanniens erster weiblicher Premierminister werden!«

Ich war tief beeindruckt. Mir war nicht einmal klar gewesen, dass Großbritannien noch nie einen weiblichen Premierminister gehabt hatte.

»Ein weiblicher Premierminister!«, sagte Mutter. »Wer hätte das gedacht?« Sie rümpfte die Nase. »Aber die Kinder können einem Leid tun.«

Tiffany marschierte hinaus und knallte die Tür zu. Sie war groß für ihr Alter und wirkte durch die Art, wie sie den Kopf in den Nacken warf, noch um einiges größer. Ich folgte ihr die Treppe hinauf. Oben holte ich sie ein.

»Dann wirst du eben der zweite weibliche Premierminister«, sagte ich. Sie funkelte mich böse an.

»Halt die Klappe, Rebecca! Wer will denn schon Zweiter sein?«

Sie stampfte in ihr Zimmer. Ich zuckte mit den Schultern und ging wieder ins Bad. Aber ich war schließlich auch die Jüngste und es gewöhnt, immer an zweiter Stelle zu kommen.

Mutter stand am Herd und briet etwas in der Pfanne, als ich ihr Tante Suzannes Brief gab. Wir machten ihn zusammen auf.

Dr. und Mrs. Kenneth Edwards
bitten zur Gartenparty
Samstag, den 16. Juni 1979, 13 Uhr
Altes Pfarrhaus
Middleton
u.A.z.g.

Die Einladung war auf dicken Karton gedruckt, goldgeprägte Buchstaben mit Schnörkeln und Kringeln, das A in »Altes Pfarrhaus« besonders schwungvoll und elegant. Darüber stand in leuchtend blauer Tinte »Mr. & Mrs. James Monroe & Familie«.

»Ha! Wer sich's leisten kann!«

Trotzdem sumimte sie lächelnd vor sich hin und versuchte sogar, die Karte an die Korkpinnwand zu heften (nachdem sie die Termine der nächsten Elternabende abgehängt hatte). Aber die Pappe war zu dick, die Nadel ging nicht durch, und die Karte wurde stattdessen auf die Frühstückstheke gestellt, angelehnt an die Zuckerdose. Plötzlich kam es zu einer Unterbrechung bei der Zubereitung des Abendessens (Tiefkühl-Hamburger und Pommes, nicht gerade ein Höhepunkt im kulinarischen Wirken meiner Mutter, die alles andere als erfreut darüber wäre, dass ausgerechnet diese Mahlzeit der Nachwelt überliefert wird), und sie schnappte erschrocken nach Luft.

»Aber was soll ich denn bloß anziehen?«

Ich drehte mich um, aber außer mir war in der Küche weit und breit kein Mensch zu sehen. Ob meine Mutter tatsächlich *mich* um Rat gefragt hatte? Kaum zu glauben. Trotzdem ließ ich mir das Problem gründlich durch den Kopf gehen, bevor ich antwortete.

»Das rote Kleid mit der silbernen Gürtelschnalle vielleicht?« Meine Mutter hatte eine, wie Grandma Monroe

sagte, »propere Figur«, und wenn sie das rote Kleid trug und die Haare hochgesteckt hatte, sah sie wie eine tüchtige Sekretärin aus einer Sitcom im Privatfernsehen aus. Sie kniff die Augen zusammen.

»Ich glaube kaum, Rebecca.«

»Mum?«

»Hm.«

»Mum? Was heißt denn uahawehgeh?« Sie beugte sich wieder über die Bratpfanne. Ich wartete vergeblich auf eine Antwort. Wie so oft.

»Coitus à la Florentine«, sagte Lucy. Wir lagen auf dem echten New-England-Patchwork-Quilt auf dem elterlichen Ehebett, und ich probierte gerade aus, wie lange ich die Beine in die Luft strecken konnte. Obwohl Lucy sich ein paar Mal verhaspelte, war nicht zu verkennen, dass die Wörter mindestens zur Hälfte schweinish waren.

»Form des Geschlechtsaktes, bei der die Frau die Haut des männlichen Penis mit Daumen und Zeigefinger an der Wurzel festhält und strafft«, sagte Lucy. »Hervorragend dazu geeignet, die Ejakulation zu beschleunigen; kann bei der richtigen Spannung beim Mann zu enormem Lustgewinn führen.«

Sie holte Luft, ich schluckte. Ich verstand nur jedes zehnte Wort, aber das reichte aus, um mich an meine bis dahin einzige Begegnung mit dem Sexuellen zu erinnern: als ich im Fernsehen *Love Story** gesehen hatte und sich die Wollmüt-

* *Love Story* (1)

Die in Rückblenden erzählte, sentimentale Liebesgeschichte zweier Studenten – Oliver Barrett IV (Ryan O’Neal) und Jenny Cavalleri (Ali MacGraw) –, deren Liebe unter einem schlechten Stern steht.

Der Kassenschlager des Jahres 1970 beginnt mit einem Rückblick Olivers: »Was kann man über ein Mädchen sagen, das mit fünfundzwanzig Jahren starb? Dass sie schön war und begabt? Dass sie Mozart und Bach liebte, die Beatles und mich?«

zen von Ryan O'Neal und Ali MacGraw aufreizend aneinander rieben.

Weil Lucys Vater Arzt war, aber vor allem, weil sie gern Recht behielt, tat sie so, als wäre sie über alles und jedes besser informiert als ich. »Das weiß ich von Kenneth«, sagte sie immer, wenn ich an einer ihrer gewagteren Behauptungen zweifelte, wie zum Beispiel, dass einem ein verschluckter Kaugummi am Herzen kleben blieb oder dass man von der Sonne Krebs bekommen konnte. Lucy nannte ihre Eltern nicht Mum und Dad, sondern »Kenneth« und »Suzanne«, was mir seltsam und unnatürlich vorkam. Aber Lucy wusste tatsächlich viel; das ließ sich nicht bestreiten. Manches hatte sie ihrer Kusine Elsa entlockt, die von der anderen Seite der Familie stammte. Elsa hatte Lucy erzählt, dass sich ihre Brüste, wenn sie einen Schlag gegen den Oberkörper bekam, wie zwei spitze Steine anfühlten, dass es keinen Weihnachtsmann gab und dass Suzanne und Kenneth eine offene Ehe führten.

»Offen?«

»Elsa sagt, Suzanne sagt, dass sie sich nicht den Zwängen einer spießbürgerlichen Moral unterwerfen will.«

»Aha.« Das klang beeindruckend.

Natürlich konsultierten wir unser Nachschlagewerk und brüteten gemeinsam über den Seiten. Wir lasen uns sämtli-

Ihre Liebe triumphiert über alle Klassenschranken (er ist ein Millionärssohn, sie kommt aus einer armen, aber liebevollen katholischen Einwandererfamilie).

Besonders unvergesslich sind die Szenen im winterlich verschneiten Harvard, in denen sie sich küssen und mit Schneebällen bewerfen.

Nachdem die beiden viele Hindernisse überwunden haben, wird bei Jenny, als sie sich einem Schwangerschaftstest unterzieht, eine nie näher beschriebene, tödliche Krankheit festgestellt. Im zu Tränen rührenden Finale, das von der Oscar gekrönten Filmmusik untermalt wird, stirbt sie in Olivers Armen.

che Einträge unter »offen« gründlich durch, doch es führte uns nicht weiter.

»Offenes Geheimnis?«, sagte Lucy.

»Offene Rechnung?«

»Offene Meuterei?«

»Offene Karten?«

Irgendwann gaben wir auf und spielten lieber »Vier gewinnt«.

»Mum?«

Es war ein Samstagmorgen, und wir saßen um die Frühstückstheke herum. Ich hatte fast das Gefühl, als ob Mutter mich absichtlich nicht beachtete. Sie las ihre *Woman's Own*. Ich konnte noch so sehr vor ihren Augen auf meinen Stuhl herumzappeln, sie reagierte einfach nicht.

»Mum?«

»Mum?«

Es dauerte ewig, bis sie in der Illustrierten weiterblätterte. Schließlich sagte sie: »Hm?«

»Was ist eine offene Ehe?«

Vater raschelte mit der Zeitung. Mutter zögerte kurz, dann blickte sie auf.

»Wie bitte?«

»Was ist eine *offene* Ehe? Ist das etwas anderes als eine *geschlossene* Ehe?«

Sie trug ihre Reactolites, die Brille mit den selbsttönenden Gläsern, und als sie sich zu mir umwandte, drehte sie das Gesicht vom Schatten ins Licht. Die Gläser wurden dunkel. Ihre Augen verschwanden.

»Wer um alles in der Welt setzt dir denn solche Ideen in den Kopf?«

»Niemand. Ich dachte nur.« Vielleicht hätte ich doch besser den Mund gehalten. Bei uns zu Hause galt die Regel,

dass es auf eine Frage keine direkte Antwort gab, solange es mit einer indirekten auch getan war.

»Tante Suzanne und Onkel Kenneth haben eine offene Ehe.«

Vater fiel die *Daily Mail* aus der Hand.

»Soso!«, sagte Mutter.

Ich zögerte.

»Tante Suzanne will sich keine Spießbürgermoral überwerfen.«

Ob das wohl so stimmte? Plötzlich war ich mir nicht mehr sicher.

»Ach, nein? Das wundert mich nicht im Geringsten! Die Katze lässt das Mäusen nicht!«

Mutter liebte Sprichwörter. Wie alte Familienerbstücke wurden sie von einer Generation an die nächste weitergereicht, auch wenn sie vom ständigen Gebrauch schon leicht abgegriffen waren. Sie nahm die Reactolites ab und putzte sie mit einem Küchentuch.

»Die Frau hat Nerven. Das muss man ihr lassen.«

Vater hüstelte und hob die Zeitung wieder auf, und ich konnte beobachten, wie Mutter ihm hinter ihrer *Woman's Own* hervor einen viel sagenden Blick zuwarf. Dabei ahnten sie nicht, dass der Informationsaustausch in beide Richtungen funktionierte. Denn genau in diesem Moment verriet Lucy ihrer Mutter, dass Tante Doreen nachts im Bett den Achtzehn-Stunden-Hüfthalter von Playtex trug.